

Georges Simenon

von Michael Kleeborg

Wann immer es unter Literaturfreaks um die Frage nach dem emblematischen oder dem größten (Prosa)Schriftsteller des 20. Jahrhunderts geht, darf man sich auf endlose Streits und Diskussionen freuen. Joyce oder Proust – darauf scheint sich die internationale Gemeinde geeinigt zu haben. Wer das Glück hat, des Deutschen mächtig zu sein, wird zu diesen beiden oder sogar noch vor sie Thomas Mann stellen. Originelle Eskapisten beharren auf Nabokov. Wer Albert Cohen nennt, outet sich als hoffnungsloser Frankophiler. Virginia Woolf ist viel mehr als eine Quotenfrau. Lächerlich macht sich, zu Unrecht wohlgerichtet, der eine Lanze für Joseph Conrad bricht, dessen Renommee offenbar nachgelassen hat. Eine große Minderheit wird all diese Namen zugunsten eines anderen beiseite wischen: Franz Kafka. Und dann gibt es natürlich noch die jeweiligen Landeschampions, die allerdings außerhalb ihres eigenen Sprachraums wenig Chancen auf ein Mehrheitsvotum haben. Bei uns wären da vor allem Musil und Döblin zu nennen.

Wenn sich aber der Vorhang vor den ratlosen Disputanten geschlossen hat, tut man als Leser gut daran, in die nächste Bahnhofsbuchhandlung zu gehen und sich ein x-beliebiges Buch von Georges Simenon zu kaufen.

Nicht nur garantiert man sich mit einem der 192 Romane des großen Belgiers ein paar Stunden ebenso sicheren wie jeweils wieder überraschenden Lesevergnügens, vermutlich beantwortet man auch implizit die obige Frage auf elegante Weise.

Denn wenn der emblematische Schriftsteller nicht derjenige ist, der neue elysische Felder der Sprache beackert, sondern derjenige, der seiner Epoche ein bleibendes Gesicht verleiht, der den Nachgeborenen vermittelt, was die Menschen seiner Zeit zu durchleiden und durchleben hatten und was die Antriebskräfte und Konflikte des Zeitalters waren, dann müßte man fürs 19.

Jahrhundert ebenso Balzac nennen wie fürs 20. – oder wenigstens seine lange erste Hälfte – den 1903 in Lüttich geborenen vermeintlichen Unterhaltungs- und Trivialautor Georges Simenon.

Den Vater unzähliger Romangestalten, darunter der legendäre Kommissar Maigret, den Mann, dem kein soziales Milieu, keine Seelenregung, keine Leidenschaft, kein menschlicher Abgrund fremd waren, der sie alle ausgelotet hat, sine ira et studio, wie es so schön heißt, mit der ganzen kalten „impassibilité“ Flauberts und zugleich mit einer immer wachen warmen Zuneigung für die kleinen Leute, die Opfer der Geschichte.

Die Superlative, die sich um das Leben und die literarische Produktion Simenons ranken, sind zahllos. Seine fast 200 Romane und 158 Erzählungen, dazu kommen noch zahlreiche unter Pseudonym erschienene Texte, sowie autobiografische Werke, haben sich weltweit mehr als eine

halbe Milliarde mal verkauft, sind in mehr als 55 Sprachen übersetzt, und mehr als 50 Filme und Hunderte Episoden von TV-Serien wurden nach ihnen gedreht. Der Mann, der an einem Freitag den 13. in sehr kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren und später zum Schloßherrn und zeitweiligen internationalen Jetsetter wurde, um 86-jährig in Lausanne im Millionärsexil zu sterben, war stolz darauf, kaum je mehr als eine Woche an einem Roman zu schreiben. Noch 1958, als sein Weltruhm keinem Zweifel mehr unterliegen konnte, als die Zeiten, in denen ihn die Literaturkritik nur mit der Feuerzange anfaßte und Anerkennung nur von wenigen Schriftstellerkollegen kam, die ihn bewunderten, wie Hemingway oder Gide (der kunstvoll-künstlich, wie er war, jeden Vollblutzerzähler bewunderte), lang vorüber waren, sagte er über sich: „Ich schreibe lieber Romane als daß ich versuche zu erklären, was ich tue. Ich bin kein Kopfmensch, eher das Gegenteil. Ich versuche nur, die Wahrheit beim Wickel zu kriegen. Und ich spüre, daß ich noch weit davon bin, dem Menschen wirklich auf den Grund gegangen zu sein. Wenn man in einen Zahn reinbohrt, dann tut es solange nicht weh, bis man auf den Nerv trifft. Ich will bis zum Nerv kommen. Aber da muß ich noch ein Stück tiefer bohren.“

Er hat tiefer gebohrt als die meisten.

Natürlich ist Simenons Werk – und er selbst war nie mit sich zufrieden, oft hat ihn der Ehrgeiz gepackt, nun doch ein „großes“ Buch zu schreiben, vor dem die Kritik einstimmig auf die Knie sinkt – natürlich ist dieses Werk nicht einheitlich. Es gibt Romane, die abfallen und Klischees und Konventionelles. Aber bitte sehr, auch das Leben schreibt nicht nur gute Drehbücher, und Gott, mit dem man Simenon, was die Schöpferkraft angeht, durchaus vergleichen kann, hatte ebenfalls seine schwächeren Momente (die Tse-Tse-Fliege, die Gallenblase).

Die Frage, die viel schwieriger zu beantworten ist als die nach Simenons Rang, ist die, welchen seiner Romane ich denn nun an dieser Stelle dem Leser besonders ans Herz legen soll. Es gibt ja einen eigenen für jede Lebenssituation, jede Geschlechterkonstellation, jedes Trauma, jede Furcht, und wer auf der Suche nach einer Lektüre ist, die zu seiner gegenwärtigen Existenz paßt, wird bei Simenon immer fündig.

Einer meiner liebsten von all seinen Romanen ist ein später von 1963 und ein eher untypischer. „Die Glocken von Bicêtre“ heißt er, und untypisch ist er, weil er im Milieu der Großbourgeoisie spielt, weil Simenon – exorbitant für seine Verhältnisse – geschlagene 24 Tage für die Niederschrift des Manuskripts benötigte, und weil das gesamte Buch nur aus Erinnerungen und Introspektionen besteht, im eigentlichen Sinne keine Handlung hat und dennoch atemnehmend spannend ist.

Die Glocken von Bicêtre erzählen von dem 55-jährigen Zeitungsverleger René Maugras, einem aus kleinen Verhältnissen stammenden Self-Made-Man, der auf seinem Weg nach oben alles vergessen und verdrängt hat, was ein Menschenleben eigentlich ausmacht. Zwar sind es nicht

geradezu Leichen, die seinen Weg pflastern, aber verdorrte Beziehungen (seine vernachlässigte Frau ist zur Alkoholikerin geworden), leere Erfolge und hohle Freuden. Zu Beginn des Buches erleidet er bei dem monatlichen Festmahl im Nobelrestaurant, das er mit Honoratiorenfreunden abhält, einen Schlaganfall, der ihn ins Koma, in halbseitige Lähmung und Aphasie stürzt.

Der ganze Roman zeigt den mühsamen und zähen Kampf des Invaliden im Krankenhausbett um die Wiedergewinnung seines Lebens, seines Körpers, seiner Sprache – und letztlich seiner Seele.

In minutiösen Beobachtungen, kleinen Vignetten, proust'schen Erinnerungen geht es von der Schwelle des Todes millimeterweise zurück und nach vorn in ein neues Leben. Wer einmal in einem Krankenhaus lag und sich fragte, wie er je wieder sein normales Leben zurückgewinnen soll, wird diesen Roman nicht ohne Schaudern lesen können. Aber auch alle anderen werden diese dostojewski'sche Selbstanklage nicht mehr vergessen.

© Michael Kleeberg